





**Jesse Falzoi**

# **Das Geheimnis der Welt**

**Roman**

**songdog**  
verlag 

**Jesse Falzoi** schreibt auf Deutsch und Englisch. Ihre Kurzgeschichten wurden in internationalen Magazinen und Anthologien veröffentlicht. Sie hat in den USA Creative Writing studiert und ist Lehrerin für Kreatives Schreiben in Berlin. Ihr Lehrbuch *Creative Writing* wurde vom Autorenhausverlag herausgebracht, ihr erster englischer Kurzgeschichtenband *A Place to Be* ist bei Bridgehouse Publishing erschienen.

[www.jessefalzoi.de](http://www.jessefalzoi.de)

Als ihr verschollener Bruder nach 25 Jahren wieder auftaucht, gerät Sonja Grafenhorsts vorhersehbarer Alltag aus den Fugen. Ihre Versuche, die verlorenen Jahre zurückzuholen, führen sie nach Mexiko, wo sie das erste Mal von den mysteriösen Frauenmorden in Ciudad Juarez hört und ihnen näher kommt, als ihr lieb ist. Zuerst muss sie sich aber ihrer eigenen Geschichte stellen, der ihrer Familie und der ihres Heimatlandes.

© Songdog Verlag, Wien  
Erste Auflage 2018  
Originalausgabe

Cover: Florian Schranz  
Lektorat: Markus Schütz  
ISBN 978-3-9504224-9-8

*Niemand schenkt diesen Morden Beachtung, doch in ihnen ist das Geheimnis der Welt verborgen.*

2666, Roberto Bolaño

*Wenn Träume die Zukunft voraussagen, wenn Erscheinungen, die sich während des Schlafes der Seele darbieten, einige Indizien geben, nach denen man Zukünftiges vorausahnen kann – dann werden Träume gleichzeitig wahr und dunkel sein, und selbst in ihrer Dunkelheit wird noch die Wahrheit wohnen.*

Synesios von Kyrene

„Para Javier, por supuesto“



# Blutige Anfänger

## 1

Im November letzten Jahres tauchte mein Bruder plötzlich wieder auf. Ein Polizist rief mich aus Lübeck an und sagte, dass er im Krankenhaus sei, in welchem, würde ich auf der Wache erfahren. Er wollte wissen, wann ich vorbeikäme. „Es ist nur so“, sagte ich, „dass wir am Wochenende unsere Ausstellungseröffnung haben. Da kann ich nicht fehlen. Ich leite eine Kinderkunstschule.“ Ich räusperte mich und sagte: „Ist es ernst?“

„Sonst würden wir nicht anrufen“, sagte der Polizist.

Seine Stimme war wie der Biss in die berühmte Madeleine: Ich hatte plötzlich wieder die jahrhundertealte Stadtmauer vor Augen, die sieben Kirchtürme, die kleinen, schiefen Häuser, meine Schule, meine Freunde. Und meine Mutter, wie sie noch einmal die Augen aufschlug und sagte: „Such deinen Bruder.“

„Können Sie mir nicht wenigstens sagen, was mit ihm los ist?“

„Das erfahren Sie im Krankenhaus.“

Vor fünfundzwanzig Jahren, kurz nachdem Andi seinen neunzehnten Geburtstag gefeiert hatte, kam er eines Nachts nicht nach Hause. Drei Tage später lag eine Postkarte aus Hamburg im Briefkasten: Er würde eine Weile weg sein, es gehe ihm gut, wir sollten uns keine Sorgen machen, alles Liebe. Ein Jahr später zogen meine Eltern in die Nähe von Kassel, in das Haus meiner Großmutter, die an Demenz erkrankt war, gewöhnten sich an die Wälder und Berge und kehrten nicht mehr nach Lübeck zurück.

„Sind Sie sicher, dass es sich um meinen Bruder handelt?“ fragte ich.

„Sind Sie reich?“

Ich musste lachen.

„Denn man to“, sagte der Polizist.

Ich hatte seit Ewigkeiten kein Plattdeutsch mehr gehört. Damals sprachen es viele alte Leute, wie unsere Nachbarin zum Beispiel, die mit mir *Kniffel* spielte und jedes Mal selbstgebackene Kekse auf den Tisch stellte. An einem Nachmittag war sie gerade vom Fischmarkt zurückgekommen; diesmal gab es statt der Kekse Krabbensalat, und sie sagte wie der Polizist: „Denn man to.“ Ich hatte noch nie Krabben gegessen; meine Eltern mochten Fisch nicht besonders, auch keine Meeresfrüchte. Ich beschmierte eine große Scheibe Brot und biss zu: Die dicke Mayonnaise verstopfte meinen Mund, der eklige Geschmack ließ mich würgen, doch ich hatte gelernt, dass ich immer aufessen musste, wenn ich irgendwo zu Besuch war. Endlich war der Teller leer; ich trank ein Glas Wasser nach dem anderen, und trotzdem bekam ich den Geschmack nicht mehr aus dem Mund. Selbst als meine Mutter mich Stunden später ins Bett brachte und sorgenvoll ihre Hand auf meine Stirn legte, weil ich beim Abendessen nichts angerührt hatte, war mir, als spürte und schmeckte ich noch die dicken Krabben und die fettige, viel zu salzige Mayonnaise.

„Wir sitzen in der Mengstraße“, sagte der Polizist. „In der Innenstadt.“

„Ich weiß, wo das ist.“ Ein paar Häuser weiter steht das Buddenbrookhaus. Ich wohnte schon viele Jahre in Berlin, als ich in einem Filmmuseum die Schwarzweißadaption des Romans sah, den ich mit sechzehn verschlungen hatte; mein Bauch schmerzte vor Heimweh, und trotzdem war es mir nie wieder in den Sinn gekommen, nach Lübeck zu fahren, noch nicht einmal für einen kurzen Besuch. „Dann suche ich mir für morgen früh einen Zug raus“, sagte ich und legte auf.

Ich hinterließ eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter unserer Praktikantin, informierte meine Tochter und stieg am nächsten Tag in den Zug. Kaum vier Stunden später betrat ich ein kleines Hotel gegenüber dem Park, in dem ich unzählige Male mit meinen Freunden gegessen hatte. „Ich bin hier aufgewachsen“, sagte ich dem Portier, als er mir einen Stadtplan anbot.

„Nichts ist mehr so wie früher.“ Seine Blicke rasterten mein Gesicht. Die Menschen aus dem Norden waren noch nie gut darin, sich zu verstellen; ihr gesamter Körper verrät, was sie fühlen und denken. Es dauerte Jahre, bis ich mich an die herzliche Oberflächlichkeit der Berliner gewöhnt hatte. „Aber man muss länger bleiben, um die Unterschiede zu bemerken“, sagte er.

Ich lachte. „Das werde ich dann wohl nicht mehr erleben.“

Bis zur Polizeistation waren es zehn Minuten zu Fuß – alles hier war durch einen zehnminütigen Fußmarsch zu erreichen. Schon früher kam mir Lübeck nicht sehr groß vor, aber jetzt fühlte ich mich wie Schneewittchen beim Entdecken des Zwergenhäuschens. Im Gegensatz zu ihr brach ich aber nicht in Begeisterungsrufe aus, auch wenn – oder vielleicht gerade weil – ich jede Straße und jedes Haus wiedererkannte, die Gerüche und Geräusche, die Stimmen, ja, vor allem die Stimmen, die Melodie der Menschen im Norden, diesen fröhlichen Klagegesang.

Der Polizist am Empfang gab mir einen Haustürschlüssel und ein Portemonnaie, in dem nichts als ein Ausweis war. Der bärtige Mann auf dem Foto sah zu ernst aus, zu alt. „Was ist passiert?“ fragte ich.

„Ein Jogger hat ihn auf einer Bank gefunden. An der Trave“, sagte der Polizist, „bewusstlos.“

An jenem Fluss haben wir Kieselsteine ins Wasser geworfen, Enten gefüttert, uns in den Büschen versteckt, unsere Eltern zum Wahnsinn getrieben, die dachten, wir wären ins Wasser gefallen. Später saßen wir dort, um zu kiffen und uns zu betrinken. „Wie geht es ihm?“

„Das erfahren Sie im Krankenhaus.“

Der Schlüsselanhänger war ein Würfel mit Buchstaben anstelle von Punkten. Keine Vokale. In slawischen Sprachen gibt es Wörter ohne Vokale. Vielleicht hat er in einem dieser Länder gelebt, die früher zu Jugoslawien gehörten. Vielleicht hatte der Krieg dort seine Abenteuerlust befriedigt. Meine Eltern waren allergisch gegen alles, was mit Gewalt zu tun hatte. Sie waren einfühlsam, hatten Verständnis für jede unserer Launen, zwangen uns zu nichts. Ich habe sie nicht selten mitten in der Nacht aus dem Bett geholt, weil mir der Weg nach Hause zu anstrengend war – oder ich zu betrunken –, und kurz darauf parkte mein Vater, seinen Mantel über den Schlafanzug geworfen, dort, wo ich ihn hinzitiert hatte. „Hab ich dich geweckt?“ sagte ich dann, und er erwiderte gähmend: „Was denkst du denn? Wir waren selbst noch am Feiern.“

Ich sagte zu dem Polizisten: „Ist das alles, was er bei sich hatte?“

Er winkte dem nächsten in der Schlange zu. „Normalerweise kommen die Leute zu uns, um eine Vermisstenanzeige aufzugeben. Sie sollten sich freuen.“

Im Krankenhaus fuhr ich mit dem Fahrstuhl in den zweiten Stock, erzählte, wer ich war, und eine Krankenschwester öffnete die Tür zu einem Zweibettzimmer. Sie deutete auf einen Mann, der im Bett am Fenster

schief. Das andere war leer. „Er ist heute morgen aus der Intensivstation entlassen worden“, sagte sie. „Er hatte einen Schlaganfall.“

„Schlimm?“

„Er hat Glück gehabt.“

Ich blickte aus dem Fenster. Die dunklen, tief hängenden Wolken wirkten, als könnten sie jeden Moment platzen. Ich würde in einer Minute nass bis auf die Knochen sein und hatte noch nicht einmal eine Hose zum Wechseln mitgebracht. Wie konnte ich vergessen, dass das Wetter hier oben so unvorhersehbar war? Jedes Jahr erwarteten wir voller Sehnsucht den Sommer, und dann kam er und es regnete und regnete und wir standen den ganzen Tag am Fenster und beobachteten, wie dicke Tropfen in große, braune Pfützen platschten. Auch wenn der Himmel am Morgen strahlend blau war (und sie in den Nachrichten für die ganze Woche Sonnenschein angekündigt hatten), schadete es nie, Regenbekleidung dabei zu haben. Egal wo man hinkam, im Flur standen immer Gummistiefel, in allen möglichen Größen und Farben, und darüber hingen Regenjacken, für Familienmitglieder und Gäste.

„Was, wenn er mich nicht erkennt?“

„Nur zu.“ Sie trat auf das Bett zu und sagte: „Sie haben Besuch, junger Mann.“

Mein Bruder öffnete die Augen.

Ich näherte mich ihm und berührte seinen Unterarm. „Ich bins, Sonja.“

Die Krankenschwester lächelte mich ermutigend an, als ich einen Stuhl neben seinen Nachttisch schob. Seine Augen waren wieder geschlossen, er atmete tief und regelmäßig. Er war blass und hager, seine Bartstoppeln ergraut. Die Krankenschwester fragte, ob ich ihn füttern wolle, es sei bald Zeit fürs Abendessen.

Ich stand auf. „Das nächste Mal. Ich muss mir noch ein Zimmer suchen.“

„Sie wollen doch bestimmt mit dem Arzt sprechen“, sagte sie.

„Ja, sicher.“

„Er ist am Montag wieder hier. Aber heute Nacht hat er Dienst. Ich sag Bescheid, dass Sie da waren. Wir dachten schon, der arme Kerl würde von niemandem vermisst.“ Sie drehte sich um und verließ das Zimmer, und als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, beugte ich mich vor und flüsterte in Andis Ohr: „Wir dachten, du wärest tot, Arschloch.“

## 2

Als ich aus dem Foyer trat, waren die schwarzen Wolken wieder verschwunden und die Sonne schien auf die roten Dächer der Altstadt. Ich ging zurück zum Hotel, duschte und starrte eine Ewigkeit aus dem Fenster, während ich vergeblich versuchte, mich an die Namen meiner Klassenkameraden zu erinnern, die ich jetzt wieder deutlich vor Augen hatte; ich konnte uns dort unten sehen, wie wir neben dem Teich lagen oder saßen, auf unseren Jacken oder Taschen, wie wir redeten und rauchten und Stunde um Stunde verging. Das Klingeln meines Handys unterbrach die kleinstädtische Samstagnachmittagethargie. Es war Sibylle, eine meiner Partnerinnen, im Hintergrund Stimmen und Gelächter und Musik. Sie brüllte: „Ich wusste gar nicht, dass du einen Bruder hast!“

Ich hielt das Handy von meinem Ohr weg und sagte: „Alles klar bei euch?“

„Was?“

„In ein paar Tagen bin ich wieder zurück!“

„Keine Sorge. Wir schaffen das schon.“

Eine junge Mutter setzte sich auf die Parkbank und zog ihr Handy aus der Jackentasche. Sie bekam nicht mit, wie ihr Sohn aus dem Buggy kletterte. Kurz bevor er den Teich erreichte, sprang sie auf und rannte hinterher, und eine Sekunde später hielt sie ihn im Arm und küsste ihn, während er verzweifelt versuchte, sich zu befreien, auf eine Entenfamilie deutend, die im Wasser ihre Kreise drehte.

„Sonja?“

Ich legte mich aufs Bett. „Ich melde mich, sobald ich mehr weiß.“

„Ich kann dich nicht verstehen.“

„Tschüß!“

Dann war es wieder still. Kein Laut zu hören von den anderen Gästen. Auch nicht von draußen. Ich schlief ein und träumte von einem Zimmer mit dunkelbraunen Wänden, in dessen Mitte ich stand, während mein vielleicht vier- oder fünfjähriger Bruder um mich herumtanzte. Ich freute mich für ihn, weil er so vergnügt war und lachte, dann drehte er sich um und ich sah, dass sein Gesicht viel älter war, er hatte das Gesicht eines

Erwachsenen (nicht das des Mannes im Krankenhaus), und ich wollte aus dem Zimmer fliehen, doch es gab keine Tür, nur die braunen Tapeten, die aus Menschenhaaren in allen möglichen Schattierungen gemacht waren, und sie bewegten sich und wehten in mein Gesicht, und als ich aufwachte, war es stockdunkel und ich kaute auf einer Haarsträhne.

Im Park leuchteten keine Laternen und der Mond schien auch nicht und der Teich war ein schwarzer Fleck. Ich hätte schwören können, dass es mitten in der Nacht war, aber mein Handy zeigte erst fünf vor acht an. Ich beschloss, etwas in der *Sternschnuppe* zu essen, falls sie noch existierte, spazierte kurz darauf durch die engen Kopfsteinstraßen und spähte in die beleuchteten Fenster der schiefen Giebelhäuser.

Es gab die *Sternschnuppe* noch und die Decke sah immer noch wie ein Nachthimmel aus und auf der Speisekarte wurde dasselbe Essen wie vor dreißig Jahren angeboten. Als der Kellner mir die Rechnung brachte, erzählte er mir, dass er gerade an der Oberschule zum Dom sein Abitur mache.

„Da war ich auch“, sagte ich. „Welchen Streich habt ihr euch ausgedacht?“

Er zwinkerte. „Großes Geheimnis.“

Wir hatten damals in allen Klassenzimmern die Schlösser ausgetauscht und danach den Eingang zugemauert. Die neuen Schlüssel legten wir in ein Schlauchboot, das wir in der Mitte des Teiches verankerten, den ich von meinem Hotelzimmer aus sehen konnte. Unser Mathelehrer hatte sich angeboten, das Boot ans Ufer zurückzubringen, aber es kippte um und alle Schlüssel sanken auf den Grund.

Ich gab dem Kellner ein großzügiges Trinkgeld und sagte: „Ich beneide dich. Du hast noch das ganze Leben vor dir.“

Er runzelte die Stirn. „Woher wollen Sie das wissen?“

Ich stand auf. „Viel Glück bei eurem Abistreich.“

Als ich auf die Straße trat, schlugen mir Dunkelheit und Kälte entgegen. Die Leute eilten durch die Gassen, eingemummt in Schals und Mützen, auf der Flucht vor dem erbarmungslosen Wind.

Mein Bruder wohnte in einem der hässlichen Neubauten, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs schnell und lieblos hochgezogen worden waren, um die von Bomben hinterlassenen Lücken zu füllen. Nachdem ich mich in jedem Stock vor vier identischen Türen bücken musste, um den Namen auf den kleinen Klingelschildern lesen zu können, wurde ich nach

dem letzten Treppenabsatz endlich fündig, steckte den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn und stieß die Tür auf. Die Treppenhausbeleuchtung ging aus; ich trat in die Wohnung, tastete an der Wand nach dem Lichtschalter, und eine nackte Energiesparbirne, die an der niedrigen Decke hing, erhellte zögernd den engen Flur. Etwas tickte, aber zu laut und zu langsam für eine Uhr. Es kam aus der Küche; der Wasserhahn tropfte. Ich fand den Lichtschalter: Es gab keinen Tisch, keine Stühle. Ich drehte den Wasserhahn fest zu, was nichts nützte.

Ich öffnete eine zweite Tür, die zu einem Zimmer mit einem Einzelbett führte. Hier funktionierte der Lichtschalter nicht, aber es gab eine Schreibtischlampe, die keine Chance gegen die Dunkelheit hatte. Andi konnte erst vor kurzem eingezogen sein; er hasste dunkle Räume. Wenn er damals nach Hause kam, machte er sofort überall das Licht an. In seinem Zimmer hatte er einen antiken achtarmigen Glasleuchter; er war dafür extra nach Hamburg gefahren, und am selben Abend strich er die Wände bordeauxrot und befestigte den Leuchter an der Decke. Ich war gerade in Lübeck zu Besuch, und wir legten uns auf das dreihundert Jahre alte Mahagonibett, das er von unserer Großtante geerbt hatte, und beobachteten, wie sich das Licht in den falschen Diamanten spiegelte. Wir erzählten uns Geschichten, wie früher, als wir noch klein waren. Ich war nie gut im Erfinden gewesen, meistens vermischte ich die Märchen der Brüder Grimm mit denen von Andersen, aber Andi erfand immer völlig neue Leben für uns. Als Kind bekam ich oft Angst, auch wenn ich die Ältere war, und rannte weinend zu meinen Eltern.

Es gab nur die nötigsten Möbelstücke, und sie waren billig und unpersönlich, vom Sperrmüll oder von Vermieter zu Vermieter weitergegeben. Wenn Andi in meine Wohnung gekommen wäre, hätte er die antike Kommode unserer Großmutter wiedererkannt, den Glastisch aus dem Wohnzimmer, ihren Sessel (ich musste den Bezug wechseln, der Uringeruch war trotz Reinigung nicht weggegangen). Das Gemälde vom Taunus aus dem Schlafzimmer unserer Eltern hing jetzt bei mir in der Küche. Die Vitrine mit den Erstaussgaben von Schiller und der Schlegel-Tieck-Übersetzung von Shakespeares Gesamtwerk stand in meinem Wohnzimmer; unsere Großmutter hatte mir, bevor ich überhaupt lesen konnte, versprochen, sie mir eines Tages zu vererben. Wenn ich sie besuchte, saß ich stundenlang auf dem Teppich, blätterte vorsichtig in den goldumrandeten Seiten und versuchte, die altdeutsche Schrift zu entziffern. Ich stellte mir vor, wie ein anderes junges Mädchen, das schon seit Jahrzehnten oder sogar

seit Jahrhunderten tot war, diese Bücher in den Händen gehalten und dieselben Worte gelesen hatte. Die meisten meiner Möbel waren von einer Generation zur anderen weitergegeben worden, und eines Tages würden sie in der Wohnung meiner Tochter stehen. Manche Stücke waren dreihundert Jahre alt, wie die Truhe zum Beispiel, und sie würden weitere dreihundert Jahre halten, nicht so wie das Zeug, das man bei IKEA bekommt.

Auf dem Boden stand ein offener Koffer mit Männerbekleidung. Ganz unten fand ich einen Gedichtband von einem Typen namens César Vallejo, mit einer im Dezember 2013 auf Spanisch geschriebenen Widmung von einer gewissen María: „Ein Teil von mir ist mit ihm gestorben. Ein Teil von ihm lebt mit mir.“ Ich blätterte durch das Buch; folgende Zeilen waren unterstrichen: „Murió en mi revolver mi madre, en mi puño mi hermana y mi hermano en mi viscera sangrienta, los tres ligados por un género triste de tristeza, en el mes de agosto de años sucesivos.“ Daneben Notizen in der Handschrift meines Bruders.

Die letzte Tür führte zu einem winzigen, fensterlosen Badezimmer. Ein Handtuch hing neben dem Waschbecken. Es fühlte sich feucht an, als wäre es gerade erst benutzt worden, aber jetzt erinnerte ich mich wieder, dass die Wäsche hier nie wirklich trocken wurde, selbst wenn man sie tagelang über der Heizung hängen ließ; es war der Preis, den man dafür zahlte, in der Nähe des Meeres zu wohnen. Auf dem Waschbecken: eine Zahnbürste und Zahnpasta. In der Dusche: *Head&Shoulders*. Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass Andi Schuppen hatte.

Die Wohnung wirkte, als hätte mein Bruder sie nur als Schlafplatz benutzt, für ein paar Tage, höchstens eine Woche. Nichts deutete darauf hin, dass er sich hier wirklich einrichten wollte. Keine Farbeimer, keine noch eingeschweißten Regale, kein persönlicher Krimskrams. Wenn ich irgendwo einzog, sah es innerhalb von kürzester Zeit aus wie ein Zuhause. Wie mein Zuhause. Ich liebte es, neue Räume mit meiner Persönlichkeit zu füllen, aber hier war nichts, was mich an meinen Bruder erinnerte.

Ich machte das Fenster weit auf, um den Mief aus der Wohnung zu bekommen, und entdeckte auf der Heizung eine unangebrochene Van-Nelle-Packung, Blättchen und ein Feuerzeug, daneben eine Keramikschüssel mit drei Kippen. Ein als Braut verkleidetes Skelett schien durch die Asche hindurch. Ich nahm ein Blättchen und drehte eine Zigarette; seit meiner Schwangerschaft hatte ich nicht mehr geraucht. Der erste Zug schmeckte scheußlich. Der zweite kaum besser. Dann war es so, als hätte ich nie aufgehört.

### 3

Ich legte mich komplett angezogen ins Hotelbett und betrachtete stundenlang die grünen Leuchtziffern des Radioweckers. Im Morgengrauen schlief ich endlich ein; als ich wieder aufwachte, packte ich meine Sachen, bezahlte meine Rechnung und ging die paar hundert Meter zum Café *Amadeus*, wo wir damals jeden Nachmittag saßen und uns einen Kaffee teilten, den wir mit Groschen und Pfennigen bezahlten. Die Kellner hassten uns, weil wir nie Trinkgeld gaben und den Tisch übersät mit Zucker und überquellenden Aschenbechern hinterließen.

Neben mir fragten drei junge Mädchen sich gegenseitig Französischvokabeln ab. Es ging um die Probleme in den Vororten, die angezündeten Autos, und um Demonstranten, die seit mehreren Monaten auf dem Platz der Republik ihr Lager aufgeschlagen hatten. Eines der Mädchen – ihr Gesicht sah genauso aus wie das der jungen Frau auf dem Gemälde Franz von Stucks, nur trug sie die Haare offen und ihr Dekolleté war um einiges freizügiger – schlug vor, am Wochenende hinzufahren, mit Zelt und Schlafsäcken, ihr Vater würde Entschuldigungen für sie alle schreiben. „Und von welchem Geld?“ wurde sie unterbrochen. Sie einigten sich darauf, am Freitag nach der Schule hinzutrampen, und wandten sich wieder ihren Vokabeln zu, bis die Blonde mit der Brigitte-Bardot-Frisur ihr Buch zuklappte und sagte: „Tout commence en mystique et finit en politique.“ Sie trug einen kurzen, schwarzen Rock, eine schwarze Bluse, schwarze Stiefel bis zum Knie, genau wie das Mädchen auf dem Foto, das der damals fünfzehnjährige Andi mir eines Nachts zeigte. „Sie ist in der Oberstufe“, sagte er. „Wir treffen uns morgen.“

„Zum Hausaufgaben machen, oder was?“

Er setzte sich auf mein Bett. „Bring mir bei, wie man küsst.“

„Vergiss es“, sagte ich.

„Ich wills nicht versauen.“

Ich war hundemüde. Um ihn loszuwerden, gab ich schließlich nach. Er kam mit seinem Gesicht näher und ich fing an zu lachen und er fing auch an zu lachen.

„Siehst du? Es klappt nicht“, sagte ich.

Er schloss die Augen. „Vorher geh ich nicht.“

Ich berührte seine Lippen mit meiner Zunge, boxte ihn in die Seite und sagte: „Du musst schon mitmachen.“

Er umfasste meinen Kopf mit beiden Händen und küsste mich. Provozierend, fordernd, selbstbewusst. Wie jemand, der genau wusste, was er tat. Wie jemand, der wusste, dass er gut darin war. Dann ließ er sich lachend zurückfallen.

Ich sprang auf. „Du Wichser!“

Er rollte auf meinem Bett hin und her und hörte nicht auf zu lachen.

„Du hast es echt geglaubt.“

Es war das erste Mal, dass ich mich im Badezimmer einschloss. Das erste Mal, dass sich überhaupt jemand von unserer Familie einschloss. Als ich in den Spiegel schaute, glühten meine Wangen noch immer. Ich schämte mich schrecklich; noch nie zuvor hatte mich jemand so geküsst.

Die Mädchen am Nebentisch hatten aufgehört, sich Vokabeln abzufragen, und lackierten sich gegenseitig die Fingernägel; anstelle von Büchern standen jetzt Nagellackfläschchen in allen möglichen Farben neben dem überquellenden Aschenbecher. Der Kellner sah genervt zu ihnen herüber, sagte aber nichts. Ich bezahlte, kaufte Bettwäsche und Kaffee, Milch und Wein, dann trug ich alles zur Wohnung meines Bruders. Er hatte sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, den Kühlschrank anzuschalten. Auf der Fensterbank vergammelten eine Banane und ein Apfel, daneben lag ein harter Brotkanten. Ich warf alles in den Mülleimer und öffnete die Fenster, dann fuhr ich ins Krankenhaus, wo Andi in einem Rollstuhl saß und apathisch aus dem Fenster blickte. Er musste nicht festgebunden werden, also war es wahrscheinlich gar nicht so schlimm.

Eine stark geschminkte Krankenschwester brachte seine Schuhe und sagte: „Wollen Sie hier übernehmen? Es ist so schön draußen. Ein Spaziergang in der Sonne tut ihm sicher gut.“

„Okay“, sagte ich.

„Wie wärs, wenn Sie ihm die anziehen?“

Ich kniete mich nieder und griff nach seinem linken Fuß, der glücklicherweise schon in einer Socke steckte. Aber er war wie der eines Toten; es war schwieriger, als ich dachte, den Fuß in den durchgetretenen Turnschuh zu bekommen.

„Nicht aufgeben“, sagte die Schwester.

Ich lockerte die Schnürsenkel und drückte den Fuß in den Schuh. Dann drückte ich den anderen Fuß in den anderen Schuh. Die Schwester holte seinen Parka und sagte: „Den hier schaffen Sie auch.“